

An den Namenlosen

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 33

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645773>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

17. August 1935

An den Namenlosen. Von Johanna Siebel.

Wie kann ich dich erkennen,
Dich, den kein Aug noch sah?
Und wie auch dich benennen,
Dich, fern und ewig nah.

Du bist in allen Dingen,
Die Sterne folgen dir.
Du kannst den Staub beschwingen
Und bist die Kraft in mir.

Warum denn auch dich rufen
Mit Namen matt und leer?
Dir gelten keine Stufen
Und immer bist du mehr:

Weit mehr als Menschensinne
Und höchste Menschenmacht
Seit allem Anbeginne
Dich jemals ausgedacht.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by E. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig.

11

Vom roten Golde.

Wenn auf das große Sommerwerken eine bescheidene Ruhezeit eintritt, wenn das scharfe Bergheu wohlgedörnt in Stadel und Scheune eingebracht und auch der magere Ertrag der Ortswiesen, der steilen Töbler und Waldränder abgemäht und geborgen ist, dann pflegt sich der Bergbauer gern einmal einen Sonntag zu schenken, so einen recht ausgiebigen Nachmittagsloch im Wirtshaus zur Bergstube. Es bleibt da kaum ein Stuhl leer; wenn auch die Männlein von Trift und Boden angeblich nur ausgerückt sind, um „ein wenig zu hören, was man so sagt“, so taut doch einer nach dem andern beim zweiten oder dritten Glase selber auf und kann nicht mehr mit dem bloßen Zuhören auskommen.

Auch heute haben sich die Bauern und Holzleute recht zahlreich zum Schoppen eingefunden. Eine ganze Reihe von Gesprächen führt schon in früher Mittagsstunde an den drei besetzten Tischen nebeneinander ihr einstweilen noch bescheidenes Dasein, bis dann da und dort unversehens ein federes Wort über die andern hinauspringt und den Sprecher, wie er das auch heiß begehrt hat, in den Mittelpunkt eines aufhorchenden Kreises rückt. Der Geringste unter den Geringsten will kaum einer sein, wenn ihm das bißchen Weingeist den Hemmichuh gelockert und ihn auf seine kleinen und großen Vorzüge bescheiden aufmerksam gemacht hat. Der eine rühmt seine Hauswiese, deren Ertrag er durch praktische Düngung auf das Doppelte gesteigert habe; der andere will die gesüßteste Sommerweide am ganzen Berg besitzen, der dritte

schwört auf seinen rassenreinen Viehstand, und ein vierter hat einen Kniff im Heueintun entdeckt. Er trägt nach seiner unanfechtbaren Behauptung mit seinen 60 Jahren noch Bürden ein, unter denen sich ein Junger die Zähne ausbeißen würde. Aber das macht er natürlich nicht mit der Kraft, er macht es nur mit dem Kniff. Es gibt da überhaupt kein Grochsen und kein Stemmen, die Bürde springt ihm einfach au den Buckel. Freilich — es würde viel brauchen, es müßte schon ein ganz naher Verwandter kommen, bis er sich bereitfände, den Kniff um gute Worte feilzugeben.

Wenn dann die Rede gar aufs Mähen kommt! So viele einzig-begabte Jünger hat auf dem Berg kein anderes Mühwerk, wie die edle Kunst des Mähens. Der eine schlägt die breiteste Mahd, der andere will das Abgrafen einer beinahe senkrechten Wand als besondere Liebhaberei betreiben. Den Vogel schießt auf diesem Gebiet der Röbi Streiff vom Eigensinn ab. „Wenn ich Ortheu mähe, und es ist so wenig Gras da, daß ich vor dem Wehen die Kappe hinlegen muß, um nachher zu wissen, wo ich wieder anfangen soll — ich hau' euch doch eine Schwade hin, wie auf der besten Hauswiese. Nicht bloß mit dem Tiefhalten, man muß eben das Gräslein scharf ins Auge fassen — man muß mit einem Wort halt mähen können.“

Es sitzt nur ein Bauer in der Bergstube, aus dem man den ganzen Nachmittag nicht ein Wort herausbringt. Das ist der David Leu auf der Strubegg, ein Stiefbruder des Wehrtanners. Er trägt ohne sein Wissen den Ueber-